

Nr. 127. Bromberg, den 7. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von **Frank F. Braun.**

(7. Fortsetzung.)

Der Amtsrichter kannte seine Rasse. Er wußte, hier war nichts mehr zu machen. Dieser verschrobene Bengel spielte mit dem Leben Theater. „Gut", sagte er, „dann muß ich mir die Unterredung mit dem Bild dort an der Wand dienen lassen."

Valentin blieb zerschmettert zurück. Er sank in den Sitz vor seinem Pult. Zu Luzy, der Trostreichen, wagte er nicht aufzusehen. Was hatte er da angerichtet? Er legte den Kopf in die Hände. „Luzy", bat er, liebe Luzy . . ." und wußte nicht einmal, was er bitten sollte. Wie schwer war doch dies Leben, in das andere mit Gelächter hineinsprangen! Es gab ein Leid, und man konnte es nicht lindern; es gab Tränen, und man vermochte nicht, sie wegzuwischen. . . . Jetzt litt diese liebe, geliebte Luzy, und er saß hier und sah dem zu. — Diese kleine Wunde in der Hand, ein Viertelliter Blut bestenfalls, das war alles, was man tun oder geben konnte. „Ström' hin, mein Blut!" Aber es strömte nicht.

Trauer, Wehmut, unklare Sehnsucht, zu helfen, sich zu verschwenden, überwältigte ihn. Gab es Tränen, weinte man wenigstens mit . . .

*

„Gonschorek," sagte Amtsrichter Schwepp, „ich habe den Rechtsanwalt Stein vorladen lassen. Bitte, bleibe hier. Ich möchte, daß wir diese Angelegenheit Hinz wie bisher gemeinsam behandeln."

Der Bürgermeister war grau, mehlbestaubt wie ein Bäcker; aber es war kein Mehl, es war der Schreck der Bäckerstraße, der ihn so aussehen machte. Er nickte schwach zu des Freundes Worten. „Ich bin nicht ganz wohl", gestand er.

Schwächling, dachte Herr Schwepp, neulich abend, da warst du äußerst wohl; und der kleine Stachel des Erfolglosen saß ihm in der Seele. Zugleich aber stieg eine Empfindung auf, die ihn wieder tröstete. Er hatte auf die Art wenigstens keine Verpflichtung gegen die Rita Ritelli; er durfte rücksichtslos durchgreifen; fast rücksichtslos, denn, wenn möglich, vermied man natürlich ein Bekanntwerden des Sektsoupers.

Doktor Stein erschien. Es ging wie im Kino. Eine Person tauchte auf, verschwand, die nächste stand da.

Herr Klinkhammer trat zur Seite. „Der Herr kam gerade nach Hause", erläuterte er. „Es ging schnell, sozusagen."

Der Bürgermeister sann diesem Sozusagen nach, aber der Amtsrichter sprach: „Herr Doktor Stein — aber, bitte, setzen Sie sich doch — ich mußte Sie in dienstlicher Angelegenheit herbemühen."

„Bitte sehr, Herr Amtsrichter."

„Können Sie Ihr Alibi nachweisen für den Abend des 16. Mai, jenen Abend, an dem Doktor, nicht Doktor, Peter Hinz ermordet wurde?"

„Wie meinen Sie das?"

„Eine Formsache, selbstverständlich. Wo, bitte, waren Sie in der Zeit nach 7 Uhr?"

Doktor Stein war ärgerlich. Der Vater dieses Burschen, den er dringlich im Verdacht hatte . . . „Lächerlich", sagte er, „wollte ich fragen, wo waren Sie am Abend des Mordes!" Wütend blickte er drein. Sollte er wirklich verraten müssen, noch dazu vor dem Bürgermeister, daß er mit Luzy in seiner Wohnung gewesen sein um diese Zeit! Aber da mußte er sich der Wirkung seiner Worte wundern. Er hatte vielleicht eine Zurechtweisung erwartet. Seine Sätze, das merkte er jetzt, da sie gesprochen waren, mochten ein wenig ungehörig gewesen sein gegen ein Gericht und seine Vertreter. Aber was war denn so Wichtiges daran, daß der Amtsrichter offensichtlich erbleichte; daß der Bürgermeister beinahe erschrak und jedenfalls zusammenzuckte. — Und die seltsame Situation erfuhr eine Steigerung.

Der Bürgermeister, als sei er persönlich gefragt, sagte halblaut: „Das dürfen Sie wissen, ich war mit meiner Tochter zusammen."

Der Amtsrichter warf ein: „Die Frage ist überhaupt ungehörig. Nicht Sie haben zu fragen, sondern wir!"

Doktor Stein sah zu Boden, er ließ den Blick sinken, wie einem in der Überraschung zuweilen etwas einfällt; dann sah er den Bürgermeister an. „So . . . so . . ." sagte er, und nochmals: „So . . . so . . ." Aber für einen Menschenkenner schwang etwas Seltsames, fast ein Hohn in diesem So . . . so.

Der Bürgermeister ward getroffen von diesem Tonfall. „Ihr Alibi also!" drängte er und beherrschte sich.

Lachend der Doktor Stein: „Vielleicht war ich mit Ihrer Tochter zusammen, Herr Bürgermeister? Oder mit Ihrem Sohn, ich erinnere mich nicht genau, Herr Amtsrichter."

„Ah," sagte der Amtsrichter, und er warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu, „das ist allerdings nicht ganz unverdächtig."

Doktor Stein zuckte die Achseln. „Vielleicht fragen Sie wirklich lieber erst Ihren Sohn, Herr Amtsrichter, oder Sie Ihre Tochter, Herr Bürgermeister. Wenn die Sache so steht, wehre ich mich meiner Haut!" Er hob den Kopf, sah herausfordernd den Amtsrichter an, dann das Stadtoberhaupt. „Mag die ganze Geschichte jenes Abends herauskommen, meine Herren! Wenn Ihnen daran liegt, mir soll es recht sein."

„Sie können gehen", sagte der Amtsrichter; er war plötzlich heiser.

Die Tür fiel zu.

„Herr Amtsrichter", sagte Kommissar Klinkhammer in das Schweigen, „wenn ich meine Meinung äußern darf: Das ist der Mörder!"

„Holen Sie meinen Sohn", sagte der Amtsrichter als einzige Antwort. „Schnell, er soll sofort herkommen."

Kommissar Klinkhammer, fliegender Bote der Gerechtigkeit, enteilte abermals. —

„Was sagst du nur, Gonschorek? Woher weiß der Stein das? Ob deine Rita aus Wut die Geschichte herumplauscht?"

Der Bürgermeister verschluckte sich. „Meine Ri . . . deine Schuld", knirschte er. „Warum hast du sie schlecht behandelt! Wie ein Unteroffizier seinen Rekruten hast du das Mädchen angefahren!"

„Gütiger Himmel!" sagte der Amtsrichter unklar und versank in trübes Denken.

„Was nur auch der mit meiner Tochter wollte!" wagte der Bürgermeister. Sie sollen doch zum Teufel meine Luzy aus dem Spiel lassen."

„Senta Basler", hob der Amtsrichter an, „Pablo Forto und Rita Ritelli, dann Rechtsanwalt Stein, mein Sohn, deine Tochter. Kann man sechs Menschen im Verdacht

haben, ohne verrückt zu werden! Schließlich waren wir beide es, die den Peter Hinz umgebracht haben!"

„Du bist schon verrückt", erklärte gequält der Bürgermeister, „du redest bereits irre."

Die weiße Mütze stand im Zimmer. Dann wanderte sie unruhig von einer Hand in die andere. „Tag, Herr Bürgermeister. — Was ist, Vater?"

„Mein Sohn! Ich rede zu dir in dienstlicher Angelegenheit. Ich bin veranlaßt, dich zu ersuchen, mir Auskunft zu geben auf Ehre und Gewissen . . . ach, bitte, Klinkhammer, lassen Sie uns allein . . . so. Also, Valentin, wo warst du am Abend des Tages, da der Doktor Hinz ermordet wurde?"

Stille. — Der Bürgermeister reckte sich; sein Stuhl knarrte. Schwer schlug der Atemtakt des Amtsrichters in den Raum.

„Mein Junge, es gibt Lebenslagen, in denen Treue, Freundschaft, sogar ein Versprechen auf Ehrenwort zur Farce werden. Es geht hier um Menschenleben, nicht um Begriffe, die sich wandeln mit Alter und zunehmender Einsicht. Ich warne dich! Du bist kein Knabe mehr, du mußt fühlen, wo deine Pflicht als Staatsbürger beginnt."

Der Sohn schwieg. Dann, Ekstase rollte an: „Ich verachte euren Staat!"

Dringend der Vater, beherrscht: „Ich weiß das, das gibt sich. Zudem ist es im Augenblick gänzlich belanglos und steht keinesfalls zur Diskussion. Aber du wirst angeben können, wo du um 7 Uhr abends und in den folgenden Stunden dich aufgehalten hast. Du kamst spät nach Hause; ich war auch gerade gekommen. Du schienst erhitzt; Mutter hantierte mit dir in der Küche. Was machtet ihr übrigens in der Küche?"

Der Sohn hob die Hand. Um das Gelenk wand sich ein weißer Verband. „Dies", sagte er bleich.

„Den Verband trägst du schon einige Zeit." Der Vater verstand nicht sofort. „Was für eine Wunde ist das?"

Valentin antwortete nicht.

Unruhig, nur als ein Akt der Ratlosigkeit zu deuten, begann der Amtsrichter seine Brille zu putzen, als sich der Bürgermeister erhob. „Junge, du bringst dich ja in Verdacht! Dies ist kein Spiel, kein Kriminalroman mit künstlichen Spannungen, die dein Schweigen noch heben könnte — hier rollt ein Stück deines Lebens ab! Es geht um das wirkliche Leben, bedenke das!"

„Weil ich das bedenke, Herr Bürgermeister, darum schweige ich."

Der Amtsrichter knallte die Faust auf den Tisch. Das Tintenfaß hüpfte erschreckt, besann sich aber und ließ sich in die alte Lage zurückfallen, ohne Unheil anzurichten. Die Bleistifte und Federhalter hatten sich gar nicht erst gerührt. — Anders der Amtsrichter selbst. Er schrie den Sohn an, und drohend fuchtelten die Arme, rangen mit der Luft: „Ungeratener Lümmel! Verkommenere Bursche! Rumtreiber! Von wem hast du das? Von mir nicht! Ich bin in Ehren grau geworden!"

„Nana . . ." meinte der Bürgermeister, aber er wollte damit wohl nicht des Amtsrichters letzten Satz in Frage stellen. „Nana, Schwepp, er hat doch gar nichts getan. — Woher stammt deine Wunde, Valentin?"

Der Junge fühlte Güte, wußte sich angeredet von dem Vater des Mädchens, das er liebte; sah sich verstrickt in die Tragödie, die um Luzy spielte — und wußte sich keinen Ausweg. „Ich habe den Peter Hinz wirklich nicht ermordet", sagte er.

Der Bürgermeister starrte den Amtsrichter an. Entsetzen lag in beider Blicke. Wer sich entschuldigt, klagt sich an . . .

„Geh", sagte endlich der Bürgermeister. Polternd schlug der Amtsrichter über das Pult, kaum daß sich die Tür geschlossen hatte.

„Klinkhammer! Ein Glas Wasser!"

Als der Amtsrichter wieder zu sich kam, winkte der Bürgermeister den Kommissar hinaus. Er schaute den Freund an. Er wollte schweigen vor diesen gläsernen Augen; er spürte gut die Hemmung, aber die Lust, zu reden, überwand sie. „Schwepp", sagte er, mich deucht, wir fechten wieder auf gleicher Ebene nach diesen Worten deines Sohnes."

„Mein Sohn also", rief der Amtsrichter, „ich, du, die Ritelli . . . soll ich aufzählen, die ganze Stadt! Wer löst das Rätsel, ohne uns zu zerstampfen? Wer nimmt den Fluch der Lächerlichkeit und den der Schuld von unseren Häuptern! — Aber ich will reine Hände haben; ich berichte nach Berlin. Mag kommen, was will. Ich schone mich nicht, niemanden mehr! Mein Sohn — mein Sohn!" Er sank zusammen. Er verbrannte an irren Gedanken, deren Schein zwar eine kurze schmerzhafte und heroische Helle aufzüngeln ließ wie eben diesen Ausbruch, aber das war kein Licht, bei dem man hätte etwas erkennen können. Diese Fackeln flackten alle ins Uferlose — und erloschen.

„Wir stehen vollkommen im Dunkel", sagte trübe, wie ein Kind in der Nacht, das sich nun fürchtet, der Bürgermeister Gonschorek.

Da pochte es. Keiner der Herren war in der Lage, „Herein!" zu rufen.

„Guten Tag", sagte Referendar Brendel. „Herr Amtsrichter, darf ich mich gleich hier vom Urlaub zurückmelden?"

Müde reichte der Amtsrichter die Hand. „Tag, Brendel."

„Nun?" wunderte sich der, und seine Worte kamen erstaunt. „Erlebe ich den letzten Akt einer Tragödie? Die Herren sehen so . . . so niedergeschlagen aus."

Der Amtsrichter winkte ab. „Lassen Sie sich das alles von Klinkhammer erzählen. Kommen Sie später zu mir. Ich kann jetzt nicht . . ." Er konnte nicht einmal seinen Satz beenden. Er erhob sich und schritt hinaus. Tragikumweht. Ein geschlagener Mann. Hinter ihm her, mit kurzem Abschiedsnicken, trottete der Bürgermeister.

„Hm", sagte Brendel und zündete sich eine Zigarette an, „sollte dies Dorf meiner gerechten Verbannung doch eine Abwechslung bieten? — Klinkhammer!"

„Herr Referendar?"

„Wer also ist ermordet?" lachte Brendel. „Schießen Sie los, die Rakete der Neuigkeit!"

„Der Peter Hinz."

Brendel fuhr auf. „Was! Doktor Hinz, die einzig lebende Brust in diesem Nest!" Er packte den andern bei den Schultern. „Ist das wahr?"

„Wie, bitte?"

„Ach was, wie, bitte!" Er ließ sich in des Amtsrichters Stuhl sinken. „Erzählen Sie." Und während er die Bleistifte und Federhalter des Amtsrichters in Paradeaufstellung ausrichtete, hörte er mit einem Gesicht, auf dem nichts zu lesen stand, die Erzählung des Kommissars Klinkhammer an. — Aber gerade dies unbewegte Gesicht, das so leidenschaftslos, vielleicht sogar uninteressiert die Rede auf sich eindringen ließ, verwirrte den guten Klinkhammer. Er blieb wiederholt mit seinen Sätzen stecken. Es waren auch zu viele Verdachtsmomente, die er da anhäufen mußte.

Als er geendet hatte, reichte ihm Brendel das Zigarettenetui. „Danke", sagte er, „bitte, nehmen Sie."

Kommissar Klinkhammer nahm gern. Dann reichte er das blitzende Silber zurück. Aber Brendel griff vorbei, das Etui fiel zu Boden. „Schauderhaft", sagte er, „er war im Kommen, sein Leben war noch Auftakt . . ."

Das verstand Klinkhammer nicht. Er hob das Etui auf und legte es auf das Pult. „Ich bin nebenan, Herr Referendar, wenn Sie mich brauchen."

Brendel nickte in den blauen Rauch.

VII.

Der nächste Tag begann mit einem strahlenden Morgen. Brendel, wohlausgeruht, voll Eifer, sich auf eine Sache zu stürzen, die endlich seines Schweißes wert schien, war schon um 8 Uhr aus den Federn.

Er hatte gestern nachmittag im Bureau und am Abend bei seiner Wirtin, amtlich und Stimme des Volkes, den Kolportageroman dieses Mordes erfahren. Er war nun im Bilde, wie er meinte. War hier überhaupt jemand im Bilde! Wenn es nicht so tragisch wäre, dachte er, müßte man lachen. Dieser Schwepp verdächtigt die halbe Stadt. Er rekapitulierte: sechs Personen, darunter drei Weiber. Schon im Code Napoleon steht geschrieben: Cherchez la femme. Also Centa Basler, Luzy Gonschorek und Rita Ritelli.

Diese Centa Basler war eine gute Frau, die nicht gewisser Reize entbehrte. Ihre Person war ihm von mancher Abendgesellschaft bei Peter Hinz bekannt. Nichts veranlaßte ihn, an ihre Schuld zu glauben. — Dann also die Luzy. Hm. — Bürgermeisterskind, höhere Tochter vorm Abitur stehend, will studieren. — Sehr nett, hm. — Aber nicht für Brendelvaters Sohn. Er schied sie aus. Tat es so ruhig, als ob er hier irgend etwas zu entscheiden habe.

Handle ich nach einem Plan? Nein, gab er zu. Was will ich Dummkopf denn also! Und er fand sich auf dem Wege zum Zirkus. Rita Ritelli! Kunstreiterin! Warum sollte man der nicht einen Mord zutrauen? Man kann auch sagen: Warum gerade der? —

„Guten Morgen", meinte er vor dem Leinwandzelt und begrüßte den älteren Herrn, der da geschäftig war, Seile zu verankern, die ein Morgenwind immer wieder lockern wollte. „Ist Fräulein Ritelli zu sprechen?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum Friedrichs des Großen.

Anekdote, mitgeteilt von H. W. Ludwig.

Zur Regierungszeit Friedrichs II. war der alte Kapellmeister Sydow am Potsdamer Militärwaisenhaus als Lehrer der Musik angestellt. Des öfteren ließ Sydow, der selbst komponierte, die von ihm verfaßten Märsche von seinen Schülern spielen. Eines Tages zog er mit seiner Schülerschar in der Nähe von Potsdam umher und ließ während des Marschierens einen erst kürzlich von ihm komponierten Marsch probieren.

Friedrich der Große, der zufällig ungesehen in der Nähe vorbeiritt, hörte das Musizieren und erkundigte sich, was es mit dem noch nicht gehörten Marsch für eine Bewandtnis habe. Der Marsch gefiel ihm so gut, daß er eine ganze Weile auf und ab ritt und die Melodie leise mitpfiff. Da Sydow den Marsch immer und immer wiederholen ließ, prägte sich der König schließlich die ganze Melodie ein.

Am anderen Tage wurde der alte Kapellmeister nach Sanssouci berufen. Der König empfing ihn sehr freundlich. Es entspann sich folgende Unterhaltung:

Friedrich: „Wie geht es, mein lieber Sydow?"

Sydow: „Wie Gott will, Ew. Majestät. Ich suche meinen Beruf treu zu erfüllen."

Friedrich: „Das ist lobenswert! Aber hör Er doch — ich weiß nicht, warum man jetzt gar keine guten Märsche bei der Armee hat. Ich ärgere mich immer über das jämmerliche Zeug, das die Garde herleiert. Da ist nicht Feuer und Kraft. Ein Marsch muß die Leute zum Marschieren aufmuntern, damit sie nicht so leicht ermüden, hab' ich nicht recht?"

Sydow: „Ganz recht, Ew. Majestät! Ja, ja, der jetzige Geschmack ... Wenn Ew. Majestät es befehlen, könnte ich etwas von meinen Arbeiten untertänigst präsentieren. Vielleicht habe ich das Glück, daß es Ew. Majestät besser gefällt."

Friedrich winkte ab: „Schon gut. — Aber hör Er einmal. Ich habe eine Idee zu einem Marsch im Kopf, die mir nicht uneben zu sein scheint." Er ergriff die Flöte und blies Sydows neuen Marsch, den er am Tage zuvor gehört hatte.

„Wie gefällt ihm das?", fragte er den Kapellmeister. „Kann Er mir das noch ein bißchen in Ordnung bringen?"

„Ew. Majestät, halten zu Gnaden!" erwiderte der bestürzte Sydow. „Es ist zwar nichts Ungewöhnliches, daß zwei Komponisten ganz ähnliche Gedanken haben können, aber hier weiß ich nicht, was ich sagen soll. Eben einen solchen Marsch, als mir Ew. Majestät jetzt vorgespielt haben, hab' ich erst Note für Note vor einigen Tagen komponiert, und er ist nicht aus meinen Händen gekommen."

Friedrich stellte sich nun ebenfalls bestürzt. Um den Kapellmeister zu beruhigen, erklärte er ihm, wie er auf den Marsch gekommen sei. Er habe in der vergangenen Nacht nicht schlafen können, und da sei ihm dieser Marsch eingefallen.

Sydow bat um die Erlaubnis, nach Hause gehen zu dürfen, um den neuen Marsch zu holen. Er wollte den König sich selbst überzeugen lassen, daß es die gleiche Komposition sei.

„Laß Er das nur!", meinte Friedrich. „Ich glaube Ihm schon. Nun, da der Zufall so ganz besonders ist, so schick Er mir den Marsch für meine Garde!"

Das geschah denn auch. Der Marsch wurde bald ein Lieblingsstück der Gardekapelle. Sydow wurde vom König durch ein wertvolles Geschenk geehrt. Es wollte dem alten Kapellmeister aber nicht aus dem Kopf, wie die sonderbare Duplizität des Einfalls möglich gewesen war. Er glaubte schließlich, daß es nur auf ganz natürlichem Wege geschehen könne, und vermutete, der Marsch sei ihm gestohlen worden. Ein strenges Verhör seiner Schüler führte zu keinem Ergebnis. Zufällig erfuhr Sydow dabei aber von dem wirklichen Verlauf der Dinge. Den Marsch, den er nun zu seinen liebsten Kompositionen zählte, nannte er zum Andenken an sein merkwürdiges Erlebnis mit dem König „Friedrichs Traum."

Der Betrüger.

„Saachen Sie mal, Herr Zimpe, bei Ihnen had doch mal ä gewisser Bieberich gewohnd?"

„Ja, der had mal bei mir gewohnd."

„Der hadde Sie doch bedroochen?"

„Ja, der hadde mich bedroochen. Dreidausend Marg hadde mir der abgeschwindeld."

„Das is aber gomisch!"

„Ich finde das gar nich gomisch, ich finde das eher draachisch!"

„Nich doch! Ich meine, ich finde das gomisch, daß ich diesen gewissen Bieberich vorhin gesehen habe!"

„Was issen da weider gomisch?"

„Ich habe ihn aber doch mid Ihrer Dochder gesehen!"

„Was issen da so Gomisches derbei?"

„Na, härn Se, das is aber 'ne Fraache. Erschd bedriecht er Sie um dreidausend Marg un dan bussierd er mid Ihrer Dochder 'rum!"

„Der bussierd gar nich mid meiner Dochder 'rum."

„Nich! Hähä! Wo ich sie doch selber gesehen habe!"

„Das gann schon sein, daß Sie gesehen haben. Der had die nämlich geheiraded."

„Wer?"

„Bieberich."

„Wen?"

„Meine Dochder."

„Und das haben Sie geschdadded?"

„Nu, allemal! Da bleibd doch wenichsdens das Geld in der Familie . . .!" **Kurt Miethke.**

Großmutters Abenteuer.

Heitere Skizze von Ewald Gerhard Seeliger.

Großmutter war sparsam, hatte sehr viel Zeit, liebte die Ordnung über alles und konnte nicht lange still sitzen. Daher begoß sie noch rasch die Pelargonien vor dem Fenster, nahm den alten geflickten Rucksack vom Nagel und verließ ihr Auszughäuschen, um Holz im Walde zu sammeln. Das hätte sie eigentlich nicht nötig gehabt, aber es war nun einmal ihre Leidenschaft. Vielleicht finde ich auch ein paar Pilze! dachte sie, lief die Dorfstraße bis zur Chaussee hinauf und bog dann links ab. Bis zum Walde hatte sie eine halbe Stunde. Drei Autos schossen dicht hintereinander an ihr vorbei und wühlten dicke Staubwolken auf.

„Du meine Güte!" seufzte sie. „Es wird immer ärger mit diesem Teufelszeug! Bald geht kein Mensch mehr zu Fuß. Wie mag der liebe Gott das nur zulassen? Es kann doch kein gutes Ende nehmen!"

Dann eilte sie weiter und begann die Kraftwagen zu zählen, zum Zeitvertreib und aus Ordnungsliebe. Es gab kleine und große, saubere und schmutzige, neue und alte, genau so wie bei den Menschen. Kurz hinter dem siebenundzwanzigsten Auto erreichte sie den Wald. Bald war der Rucksack gefüllt. Drei krumme, harzige Wurzeläste ragten oben heraus. Sie sahen zwar nicht schön aus, aber sie würden gut brennen. Auch Pilze fand sie, die tat sie in die Schürze. Mit dem schweren Sack auf dem Rücken und mit der Schürze in der Hand trat sie gegen Abend den Heimweg an.

Da hörte sie das achtundzwanzigste Auto. Es kam hinter ihr her und schien es gar nicht so eilig zu haben. Ganz gemächlich zottelte es heran und wirbelte fast gar keinen Staub auf. Nur der Chauffeur saß darin. „Guten Tag, schöne Frau!" rief er im Vorbeifahren sehr vergnügt und schwang dazu die Ledermütze.

So ein unguter Kerl, dachte die Großmutter und schaute ihm mißbilligend nach. Der hat sicher zuviel getrunken. Das ist eine Jugend heutzutage! Wo bleibt da der Respekt vor dem Alter?

Und nun stellte sie sich mit Hilfe ihrer wirklich blühenden Großmutterphantasie die lange Reihe von Unglücksfällen vor, die ein betrunkener Chauffeur anzurichten imstande ist. Plötzlich sah sie etwas im Staube blinken, was ganz sicherlich nicht dahin gehörte. Als sie es aufhob, hielt sie eine spannenlange Schraube in der Hand.

Das kommt von der dummen Raserei, dachte sie und steckte die Beute zu den Pilzen. Ich bringe sie zum Schmied, der gibt mir drei Pfennige dafür. Vielleicht finde ich noch eine.

Dann bog sie um die Waldecke. Hier kam ihr jemand entgegen. Es war der Chauffeur des letzten Autos. Er schwankte beim Gehen ganz leicht hin und her und hielt den Kopf gesenkt, als ob er etwas suchte.

„Sie haben wohl was verloren?" fragte sie ihn neugierig.

„Jawohl, Großmutter", nickte er, blickte auf sie herunter — denn er war gut anderthalb Köpfe größer als sie — und kratzte sich hinter dem linken Ohr. „Eine Schraube ist mir aus dem Motor gesprungen. Und ohne das vertrackte Ding komme ich nicht weiter."

„Ja, ja, so eine Schraube", schmunzelte sie und holte sie zwischen den Pilzen hervor. „Ich habe eine gefunden."

„Hurrah! Das ist sie!" schrie er, nahm die Schraube in die Hand, dann die Finderin in die Arme und gab ihr einen schallenden Kuß.

„Sie sollten sich schämen, Sie junger Mann", wies sie ihn großmütterlich zurecht.

„Warum denn?“ lachte er hell auf. „Ich möchte heute am liebsten die ganze Welt umarmen. Ich hab nämlich etwas in der Lotterie gewonnen und mir gleich das Auto dafür gekauft. Jetzt fahr ich ein bißchen spazieren, bis das Geld zu Ende ist.“

Mit langen Sätzen sprang er zum Auto zurück. Als sie bei ihm angekommen war, blieb sie stehen, um ihm zuzuschauen.

„So, die springt mir nicht wieder weg“, brummte er befriedigt, nachdem er die Schraube mit dem großen Schraubenschlüssel festgezogen hatte, und öffnete den Schlag. „Steigen Sie ein, Großmutter!“

„Um des Himmels Willen!“ zeterte sie entrüstet und trat zurück. „Keine zehn Pferde kriegen mich da hinein.“

„Oho!“ rief er und warf sich in die Brust. „Ich hab zwanzig PS.“ Dann umfaßte er die Alte, hob sie in den Wagen und setzte sie sanft auf das Polster.

„Lassen Sie mich 'raus!“ schrie sie.

„Ich fahre Sie bis vor die Tür“, entgegnete er und schloß den Schlag. Dann fegte er die Landstraße entlang, daß der alten Frau Hören und Sehen verging. Kurz vor dem Dorf bremste er so stark, daß sie sich mit allen zehn Fingern festhalten mußte, um nicht vom Sitz zu rutschen. Die Chaussee schnitt quer durch das große Dorf, und er hupte wie besessen.

„Rechts oder links?“ fragte er zurück. Aber sie gab keine Antwort. Es ging ihr alles viel zu schnell. Jetzt fuhr er etwas langsamer ins Oberdorf hinauf, dann beinahe feierlich um die Kirche herum. Großmutter kam wieder etwas zu sich. Alle Leute reckten die Hälse aus den Fenstern und staunten über den merkwürdigen Fahrgast. Denn die Großmutter saß jetzt wie eine Königin da und blickte stolz geradeaus. Nun ging es gemächlich ins Unterdorf hinab.

„Halt!“ schrie sie plötzlich. Der Wagen hielt genau vor der Tür ihres Häuschens. Der Chauffeur öffnete den Schlag und half ihr heraus. „War's schön, gnädige Frau?“ fragte er mit einem tiefen Bückling.

„Sie leichtsinniges Huhn!“ rief sie und drohte ihm mit dem Finger. „Sie hätten lieber das Geld auf die Sparkasse legen sollen.“

„Ach wie altmodisch“, grinste er.

Dann sauste er davon mit Lärm und Gestank.

Die Großmutter aber schob den einen krummen Wurzelast in den Ofen, schmorte die Pilze, verzehrte sie mit höchst nachdenklicher Miene, ging bald zu Bett und fing an zu träumen.

Sie war plötzlich die Königin von Pelargonien und saß in einem Auto, das von zehn Rappen und zehn Schimmeln durch die Straßen gezogen wurde. Überall standen Leute mit Rucksäcken, und aus jedem Rucksack ragten drei krumme Wurzeläste. Aber wie sie genauer hinsah, waren es gar keine Wurzeläste, sondern krumme Schrauben. Und alle Menschen schrien aus Leibeskräften: „Hurrah! Hurrah! Hurrah! Es lebe unsere Königin-Großmutter!“ Der Chauffeur kutschierte die zwanzig Pferde, knallte dazu mit einem riesigen Schraubenzieher, den er wie eine Peitsche in der Hand hielt, schüttelte immerfort den Kopf und rief ein über das andere Mal: „Hottehüh! Hottehüh! Hol mich der Kuckuck! Ich hab noch niemals soviel lockere Schrauben beieinander gesehen.“

Darüber erwachte die Großmutter und merkte, daß sie das alles nur geträumt hatte. Sie schüttelte den Kopf, legte sich auf die andere Seite und schlief weiter.

Bunte Chronik



* **Neuartige Webmaschinen.** Eine an sich sehr einfache, aber sinnreiche elektrische Vorrichtung, die sich unschwer an jeder modernen Webmaschine anbringen läßt, wird in Zukunft anzeigen, wenn ein Faden gerissen ist, wodurch bei der Fabrikation erhebliche Ersparnisse möglich sein sollen. Dem Erfinder, einem Russen, wurde von einer amerikanischen Gesellschaft für die Überlassung seiner Patentrechte ein Betrag von weit über 600 000 Mark geboten. Eine große russische Weberei hat berechnet, daß die Einführung der neuen Vorrichtung in ihrem Betriebe jährlich eine Ersparnis von vier Millionen Mark ergeben würde. Danach wäre das dem Erfinder in Aussicht gestellte Vermögen beinahe noch als niedrig zu bezeichnen.

*

* **Die Briefmarken des Papstes.** Italienische Zeitungen teilen mit, daß die neuen Marken des Vatikans in den ersten Tagen des Juni erscheinen werden, im ganzen fünfzehn verschiedene Werte; außerdem zwei Expreßmarken. Es handelt sich vorläufig um eine provisorische Serie, die nur in diesem Jahr Geltung haben wird.

* **Ein Preis für journalistische Berichterstattung.** Der Aufsichtsrat der Hochschule für Journalismus an der Universität Columbia (Neuyork) hat den Pulitzer-Preis für journalistische Berichterstattung im Jahre 1928 dem Pariser Korrespondenten der „Chicago Daily News“, Paul Mowrer, zuerkannt. Mowrer arbeitet seit mehr als zwanzig Jahren als Korrespondent dieser Zeitung in Paris. Er war bei ihr Kriegsberichterstatter während des Balkankrieges und während des Weltkrieges. Der zum ersten Male verliehene Pulitzer-Preis beträgt 500 Dollar. Josef C. Pulitzer ist der verstorbene Herausgeber der „Newyorker Staatszeitung“ und er hat eine Stiftung hinterlassen, die eine Reihe von Preisen für literarische und publizistische Arbeiten, darunter einen für Zeitungsberichterstattung, umfaßt.

*

* **Verlassene Kinder.** In der italienischen Ortschaft Capo di Fava, in der Nähe von Florenz, hörten Nachbarn, daß aus einer armseligen Hütte eines Morgens ununterbrochenes Kindergeschrei kam. Als das jämmerliche Weinen nicht aufhören wollte, drang man in die Hütte ein und fand dort drei Kinder, fünf Jahre, vier Jahre und achtzehn Monate alt, allein und verlassen und hungerig. Es stellte sich heraus, daß die Eltern, die in der größten Armut gelebt, ihre Kinder verlassen und sie ihrem Schicksal preisgegeben hatten. Man hat von den Eltern bisher noch keine Spur. Die Kinder wurden im Waisenhause untergebracht.

Lustige Rundschau



* **Die werdende Hausfrau.** „Was sagte Gott der Herr zur Schlange im Paradiese?“ — Mariechen: „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Staub wischen dein Leben lang.“



Rätsel-Ecke



Rätsel.

In einem Kopf werd' ich geboren,
Drum siehst du mich in allen Ohren
In jeder Uhr, in jedem Turme,
Im Wasser und im wilden Sturme,
Doch nimmermehr im Schlachtgewimmel,
Auch in der Luft nicht, nicht im Himmel:
Man hat im Mund mich, wenn man spricht,
Und doch bin ich im Munde nicht!

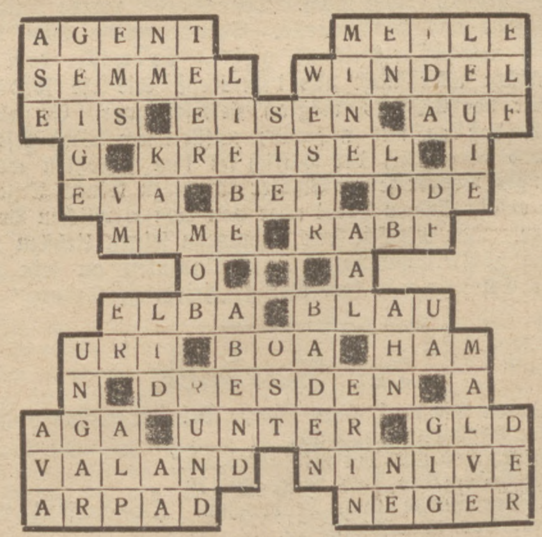
*

Buchstaben-Rätsel.

Mit a tut's einen Vogel kund,
Mit i bezeichnet's einen Hund.

*

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels:



Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.